

Erneuerungsbedarf des Vertrags zwischen Gnadensucher*in und Gott sowie die Forderungen, Vorwürfe und Polemik, die als Teil der Bitte auftauchen, weisen darauf hin, dass Vulnerabilität in der Vormoderne nicht nur eindimensional, sondern auch schon zyklisch und transformativ gedacht wurden.

Raphael Longoni

Archäologie und Geschichte der Stadt in der Zähringerzeit, hg. von Stephan KALTWASSER und Heinz KRIEG (Forschungen zur oberrheinischen Landesgeschichte 61). Freiburg/München: Verlag Karl Alber 2019. 271 S., zahlr. Abb. u. Karten. ISBN 978-3-495-49961-0. Geb. € 39,-

Vielleicht in keiner anderen deutschsprachigen Region übt das Thema der dynastischen Städtepolitik und -gründung bis heute eine so ungebrochene Faszination aus wie im Südwesten. Nach wie vor ist die Berufung auf einen staufischen oder zähringischen Gründer hier ein wesentlicher Teil kommunaler Identität. Dass die im Zähringerjahr 2018 von der Stadt Neuenburg am Rhein und der Abteilung Landesgeschichte des Historischen Seminars der Universität Freiburg ausgerichtete Tagung durchaus auch dem Ziel der historischen Selbstvergewisserung diene, darf man daher wohl annehmen. Folgt man nämlich dem Grußwort der Landesregierung, gibt es beim Thema Geschichte und Archäologie der Zähringerzeit kaum eine Stadt, die dafür geeigneter wäre als Neuenburg (S.7). Eine dezidierte Aussage, nicht nur angesichts der Nähe zu Freiburg, sondern auch mit Blick auf die Forschungsgeschichte, hatte doch der voluminöse Katalog der großen Zähringerausstellung 1986 der „Zähringerstadt“ Neuenburg noch eher ein Nischendasein zugewiesen. Seine etwas ketzerische Frage, ob das Thema „Zähringer“ möglicherweise nur noch für eine Handvoll Spezialisten von Belang sei, hat denn auch J. Dendorfer (Die Zähringer und ihre Städte – Mythen, Narrative und Befunde, S. 145–164) selbst korrigiert, allerdings mit dem Hinweis auf das Auseinanderklaffen von öffentlichem Interesse und tatsächlicher Kenntnis.

Mit Blick auf die damalige Quellenlage hatte sich noch der 2004 erschienene archäologische Stadtkataster zu Neuenburg eher vorsichtig zur Gründungsfrage geäußert. Mittlerweile wird jedoch vor allem die Glaubwürdigkeit des Eintrags im Tennenbacher Güterverzeichnis deutlich positiver beurteilt. Dieser berichtet davon, dass Herzog Berthold IV. (1152–1186) auf dem vormaligen Besitz des Klosters eine *civitas* errichtet habe. Die Diskussion um die Gründungsnotiz, die zeitliche Einordnung der nur hier überlieferten Gründung (1170–1180) und die weitere Entwicklung der Stadt vor allem bis Ende des 13. Jahrhunderts zeichnet U. Parlow (Neuenburg am Rhein: Von der Stadtgründung bis zum Anfang des 18. Jahrhunderts, S. 13–35) anhand der Schriftüberlieferung nach.

Zusätzlicher Tagungsanlass waren die umfangreichen, 2012–2015 in Neuenburg durchgeführten Grabungen. Einen ersten Überblick über den keramischen Fundstoff liefert der Beitrag von S. Kaltwasser (Materielle Kultur – erläutert am Fundmaterial und an hervorgehobenen Befunden aus den archäologischen Grabungen in Neuenburg am Rhein, S. 89–99). Demnach datiert die älteste Neuenburger Keramik in die Mitte des 12. Jahrhunderts und damit in die Zeit vor der zähringischen Inbesitznahme.

Von einem „klaren Konzept zur Neuanlage“ spricht B. Jenisch im Zusammenhang mit den von ihm vorgestellten städtischen Fallbeispielen (Neue archäologische Befunde zu Zähringerstädten im rechtsrheinischen Raum [Freiburg im Breisgau, Villingen, Neuenburg am Rhein], S. 63–87). Die Formulierung legt nahe, dass hier der Gründungsakt mit umfangreichen Baumaßnahmen einherging, doch lässt sich im Falle Neuenburgs eine regelmäßige

Parzellierung erst um 1200 nachweisen, die zudem eine ältere Besiedlung überlagert; ob damit schon eine erste Befestigung verbunden war, wird vermutet, ist aber nicht gesichert. Demnach wäre ein unmittelbarer Zusammenhang mit der *civitas* Bertholds IV. eher unwahrscheinlich. Ganz so neu, wie der Titel besagt, sind ohnehin nur die archäologischen Untersuchungen in Neuenburg, während die Ausführungen zu Freiburg und Villingen den Stand der 1990er Jahre widerspiegeln. Unerwähnt bleibt, dass die seinerzeitigen Interpretationen nicht ohne Widerspruch geblieben sind. So lässt der Fundstoff größere Datierungsspielräume zu, als es die stark an den historischen Daten orientierte Ausdeutung der Freiburger Befunde nahelegt (Fundberichte aus Baden-Württemberg 25 [2001] S. 871 ff.). Im Falle Villingens wird unverändert ein Bild der Siedlungsentwicklung gezeichnet, das vielfach auf hypothetischen Annahmen und unzulänglichen Datierungen basiert (ZWL 61 [2002] S. 55 ff.).

Den urbanen Entwicklungen außerhalb des Tagungsortes widmen sich die weiteren neun Beiträge. Nach einem kurzen Abriss der Forschungsgeschichte bilanziert M. Kälble (Die Zähringer als Gründer und Förderer von Städten im rechtsrheinischen Raum, S. 37–62), chronologisch gestaffelt, die Politik der einzelnen Zähringerherzöge gegenüber den Städten ihres Herrschaftsbereiches. In Abgrenzung zu den wirkungsmächtigen Thesen Theodor Meyers skizziert er dabei ein vor allem machtpolitisch bestimmtes Vorgehen, das durch abgestufte, auf den Einzelfall und die Umstände bezogene Maßnahmen innerhalb eines grundsätzlich langgestreckten Stadtentstehungsprozesses bestimmt war. Obwohl der Begriff der Gründung damit im Grunde genommen obsolet ist, möchte sich Verfasser aber offenbar nicht ganz von diesem mit so unendlich viel Forschungsballast beschwerten Terminus lösen, wenn er die Zeit der beiden letzten Zähringer (1152–1218) als „eigentliche Zeit der zähringischen Städtegründungen“ bezeichnet. Ausführlich erörtert wird die strittige Frage der Herrschaftsverhältnisse in Rottweil; anknüpfend an Kälbles Aufsatz hat jüngst H. Harter die Diskussion erneut aufgenommen (ZWL 80 [2021] 405 ff.).

Th. Zotz (Zürich, Freiburg in Burgund, Bern. Zum Umgang der Zähringer mit einer alten und zwei neuen Städten, S. 101–119) geht zunächst der Frage nach dem Charakter der zähringischen Herrschaftsrechte in Zürich nach. Deren Macht stützte sich zunächst vor allem auf das Richteramt, während sie sich die Zugriffsrechte auf die Pfalz mit den Lenzburger Grafen teilen mussten, und erst nach deren Aussterben 1172 und der Übernahme ihrer Kirchenvogteirechte die volle Hoheit über die Stadt erlangten. Zugleich macht Zotz deutlich, wie sehr die – nicht sonderlich dichte – urkundliche Überlieferung, in der Zürich als die bedeutendste Stadt in der Hand der Zähringer hervortritt, auch Ausdruck solcher politischer Gemengelage ist. In Städten mit klaren Herrschaftsverhältnissen wie Freiburg/Üe. und Bern ist die Zähringerzeit hingegen in den Schriftquellen deutlich schlechter beleuchtet.

Auf die sich ab dem späten 11. Jahrhundert herausbildende und in zahlreichen Quellen als selbstständiger rechts- und handlungsfähiger Verband hervortretende Landgemeinde verweist der programmatische Beitrag von G. Bönner (Prozesse ländlicher und städtischer Gemeindebildung am nördlichen Oberrhein [12./13. Jahrhundert], S. 121–143). Ob die Koppelung an die sich zeitgleich herausbildende Kirchengemeinde tatsächlich so ausgeprägt ist, wie Verfasser vermutet, wäre zu prüfen; hier scheint das Bild nach Ansicht des Rezensenten doch stark vom Überlieferungsfilter bestimmt.

Die Rolle der städtischen Gemeinde beleuchtet G. Zeilinger (Urbanisierung im hochmittelalterlichen Elsass – und die Bedeutung von Herrschaftswechsels in der Stadtgeschichte, S. 165–173) anhand der Fallbeispiele Colmar und Egisheim. So legt die Entwicklung in

Colmar den Schluss nahe, dass der Herrschaftswechsel von den Grafen von Dagsburg-Egisheim zu den Staufern die Herauslösung aus grundherrschaftlichen Abhängigkeiten und den Emanzipationsprozess der Kommune beschleunigte.

Dass die Konstituierung städtischer Führungsgruppen in Basel und Straßburg als Rechtsverbände und politische Akteure bereits ab dem frühen 12. Jahrhundert ansatzweise zu beobachten ist, stellt H. Krieg fest (Die Bischofsstädte Basel und Straßburg im 12. Jahrhundert und Freiburg im Breisgau, S. 175–194). Die Ausgangsannahme, beide Städte hätten Herzog Konrad bei seinem Privileg von 1120 für Freiburg als Vorbild gedient, erscheint allerdings nicht allein wegen des chronologischen Priors' der Freiburger Marktgründung problematisch. Konrads Schritt zielte zunächst nur auf eine wirtschaftliche Stärkung des bereits unter seinem Vater entstandenen *burgus*. Dass er mit den hier gewährten Ansätzen einer Selbstverwaltung die Entwicklung zum späteren Stadtrat vorwegnahm, dürfte ihm schwerlich bewusst gewesen sein, und ob ihm als Ziel seiner Maßnahmen tatsächlich eine Stadt wie Basel oder Straßburg vorschwebte, bleibt eine offene Frage.

Was Urbanisierung in baulicher Hinsicht hieß, versuchen die Beiträge von Christoph Philipp Matt (Basel zwischen 1000 und 1300: Die Stadt wird archäologisch fassbar, S. 195–220) und Frank Löbbcke (Freiburg – Basel – Konstanz. Der bauliche Bestand um 1200) nachzuzeichnen. Obwohl die Befundlage zur Frühzeit äußerst lückenhaft ist, scheint sich insbesondere im Laufe des 12. Jahrhunderts im Zuge der zunehmenden Versteinerung, Verdichtung und Herausbildung stadtspezifischer Bauformen das architektonische Gefälle zu den ländlichen Siedlungen auszuweiten. In Freiburg ist vor allem diese jüngere Entwicklung fassbar, auch scheinen sich die im Vergleich zu den Bischofsstädten etwas flacheren gesellschaftlichen Hierarchien in den Hausformen widerzuspiegeln.

In seinem bereits eingangs erwähnten Beitrag stellt Dendorfer heraus, wie sehr der schon im 13. Jahrhundert einsetzende Zähringermythos auch den Blick auf ihre Städte bestimmt hat. Drei Narrative kennzeichnen demnach dieses Bild: Die zentrale Rolle des Stadtgründers, der moderne, zukunftsweisende Charakter der zähringischen Markt- und Stadtrechte und die Vorstellung von der Stadtplanung durch den Gründer im Rahmen einer umfassenden Territorialpolitik.

Auch in den hier vorliegenden Beiträgen bleibt der Begriff der „Gründung“ in der Summe eher unklar; vielfach schimmert der traditionelle, herrschaftszentrierte Blick durch. Dass ein Marktrecht allein keinen wirtschaftlichen Erfolg garantierte, zeigen indes die vielen ottonischen Privilegien; wirtschaftlicher Erfolg konnte ebensowenig angeordnet werden wie der Zuzug von Bewohnern (von den nicht seltenen Beispielen der Umsiedlung einmal abgesehen). Zwar wird einmal mehr auf die Problematik der zeitgebundenen Vorstellungen Theodor Meyers hingewiesen, indes bleibt die Frage, ob herrschaftliches Handeln in dieser Zeit nicht doch primär aus macht- und damit territorialpolitischen Gesichtspunkten heraus zu verstehen ist. Planerische Elemente, wie sie mehrfach beschrieben werden, bedurften jedenfalls keines „Stadtgründers“, sondern könnten durchaus in Eigenregie der jeweiligen Kommune durchgeführt worden sein.

Nicht ganz zu teilen vermag Rezensent den Optimismus von M. Untermann (Archäologie und Geschichte der Stadt in der Zähringerzeit. Überlegungen und Beobachtungen zur Neuenburger Tagung aus dem Blickwinkel der Archäologie, S. 253–259) bezüglich der künftigen Zusammenarbeit von Archäologie und Geschichte. Die Vorstellung eines schon von W. Schlesinger propagierten „getrennt marschieren, vereint schlagen“ verkennt nicht nur, dass das jüngere Fach der Archäologie sich im Regelfall mit schon längst ausformulier-

ten historischen Interpretationen auseinandersetzen muss, sondern auch, dass eine sich explizit als geschichtliche Disziplin verstehende Mittelalterarchäologie auf die historische Ausdeutung ihrer Befunde weder verzichten kann noch will. Christian Gildhoff

Matthias MÜLLER / Sascha WINTER (Hg.), *Die Stadt im Schatten des Hofes? Bürgerlich-kommunale Repräsentation in Residenzstädten des Spätmittelalters und der Frühen Neuzeit*. 2. Symposium des Projekts „Residenzstädte im Alten Reich (1300–1800)“ der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen in Mainz, 14.–16. September 2017 (Residenzenforschung, NF: Stadt und Hof 6). Ostfildern: Jan Thorbecke 2020. 335 S., 82 S. Bildtafeln. ISBN 978-3-7995-4538-9. Geb. € 64,–

Bei der Beschäftigung mit Residenzstädten stand bislang überwiegend die Residenz im Focus, die Stadt wurde lediglich als ihr Anhängsel wahrgenommen. Eine Tagung der Residenzenkommission der Göttinger Akademie der Wissenschaften im Jahr 2017 hinterfragte diesen Ansatz und nahm bürgerliche Phänomene der Repräsentation in Residenzstädten von Güstrow bis Wiener Neustadt in den Focus. In seiner Einführung plädiert Matthias Müller dafür, einen differenzierten Blick auf die Residenzstädte zu werfen. Natürlich gab es immer wieder Auseinandersetzungen zwischen Hof und Kommune, doch waren Residenzstädte keine Räume, in denen es stets verborgene oder gar offene Konflikte zwischen Residenz und Stadt gab. Die fragmentarische bürgerliche Überlieferung gerade in Residenzstädten – bei Schriftquellen wie bei Gebäuden oder Objekten – birgt die Gefahr von Über- oder Fehlinterpretationen.

Die anschließenden zwölf Beiträge sind in vier Abteilungen gegliedert. Die erste Sektion umfasst fünf Aufsätze, die sich Fragen zu „Stadtgestaltung und Raumbildung. Modelle – Formen – Strukturen“ widmen. Mit der Esplanade, dem freien Raum zwischen Zitadelle und Stadt, befasst sich Ulrich Schütte. Dieser Bereich, der „Raum im Schatten des Herrschers“ (S.25), diente als Schussfeld der Artillerie ebenso wie als Paradeplatz und wirkte damit in die angrenzende Stadt hinein. Die Zitadelle bildete einen Fluchtort, auch für die Stadtbevölkerung, war aber gleichzeitig ein Instrument zur Beherrschung der Stadt. Die visuelle Dominanz der Zitadelle zeigte sich bei höfischen Festen, etwa bei Feuerwerken, die als zivile Seite der fürstlichen Artillerie gedeutet werden können (S.45f.).

Insa Christiane Hennen untersucht die Veränderungen des Stadtgrundrisses von Wittenberg, das in den ersten beiden Dritteln des 16. Jahrhunderts – mit der Errichtung des neuen Rathauses, von Sakralbauten, Gebäuden für die Universität und Wohnhäusern sowie der Verlegung des Friedhofs extra muros – „in eine an humanistischen Idealen orientierte Modellstadt“ verwandelt wurde (S.57). Die beiden Cranachs prägten die höfische Kultur Wittenbergs und übertrugen deren Themen in den bürgerlichen Bereich.

Den Wohnhäusern von Architekten in Amts- und Residenzstädten während der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts widmet sich Stefan Bürger. In Pirna und Halle (Saale) standen in dieser Zeit große Bauaufgaben an. Sie zogen Werkmeister in die Städte, die dort Wohnhäuser erbauten. Bei der Errichtung ihrer Häuser ging es den Werkmeistern darum, „den Anschluss an die höfisch geprägte Baukunst zu finden“ (S.83), um auch so ihre Stellung in der Stadt deutlich zu machen.

Brigitte Sölch untersucht Wandlungen von Begriff und architektonischer Gestaltung des Forums, vom Forum Romanum über das Zwingerforum Gottfried Sempers in Dresden bis in die Gegenwart, wie den nicht realisierten Überlegungen zu einem Bürgerforum vor dem